

Corona und die Suche nach der künftig gewesenen Zeit

Ein Beitrag von Bischof Dr. Georg Bätzing

10. September 2020



Corona und die Suche nach der künftig gewesenen Zeit. Ein Beitrag von Bischof Dr. Georg Bätzing / hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. – Bonn 2020. – 14 S. – (Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz ; 34)

INHALT

Einleitung.....	5
Schicksal und Entscheidungen	5
Trauer und Innovation	8
Abstand und Zuversicht.....	9
Zeit und Anfang.....	10
Zusammenhalt und Erinnerung	14

Einleitung

Wie wird man sich in künftigen Generationen, in zehn, zwanzig, in hundert Jahren an diese langen Tage, Wochen und Monate von Corona erinnern? Simon Strauß hat in einer bemerkenswerten Betrachtung¹ den Lockdown mit der Wiedervereinigung Deutschlands vor 30 Jahren verglichen und diese Frage gestellt. Damals ging es um Freiheit, diesmal geht es um Sicherheit. Wie wird das gewesen sein, wenn wir einmal von der bis dahin verstrichenen Zeit auf Abstand gebracht worden sind? Damals Tage der Euphorie – diesmal Tage der Angst; eigentlich unvergleichlich bis auf diesen einen Punkt: Man wird sich immer an sie erinnern. Die Mondlandung, der 11. September, der Mauerfall – das sind Ereignisse, bei denen jeder weiß, wo er da gerade gewesen ist, jeder, der „dabei gewesen ist“. Sie sind eingraviert ins individuelle, aber auch ins kollektive Gedächtnis, mythische Wendepunkte, an die dann auch die Nachgeborenen noch lange denken werden. Für die große Pandemie haben wir noch kein solches Datum. Vielleicht kandidiert die Freigabe eines Impfstoffes dafür, allein schon, weil alle darauf warten – auf ein solches Datum, die erlösende Wende, an die wir uns dann immer erinnern würden.

Schicksal und Entscheidungen

Der menschliche Geist hat die einzigartige Fähigkeit, mitten im Präsens so zu tun, als sei man schon in der Zukunft angelangt. Das Futur II ist das seltenste Tempus der deutschen Grammatik und gerade deshalb besonders wertvoll. Die Frage „Wie wird es

¹ Vgl. Simon Strauß, „*Einheit auf Abstand*“, in: FAZ Nr. 116 vom 19. Mai 2020, 9.

gewesen sein?“ ist freilich mehr als ein grammatisches Konstrukt, denn sie erschafft eine Denkfigur, die es in sich hat und unsere Handlungsweise schon jetzt hinterfragt. Die Frage erzeugt mancherlei, zum Beispiel jenen speziellen Ehrgeiz, den man gerade dem ambitionierten politischen Personal nachsagt: den Wunsch, einmal eine große Spur gezogen zu haben. Von dem vorausgefühlten Eintrag in die Geschichtsbücher geht ein mächtiger Magnetismus aus. In Goethes Drama erwärmt sich der alte blinde Faust an der Vorstellung, dass „die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergeh[t]“². Übergehen wir einmal die tragische Pointe, dass es im Drama dann doch anders kommt; eine solche Hoffnung kann ja auch einmal in Erfüllung gehen. Auch wenn es nicht jedem Politiker gelingen wird, sich in das Buch der Geschichte einzutragen, über ihre Legislaturperiode hinaus an die Zukunft des Ganzen zu denken, zeichnet gerade die Besten aus. Erst recht in Schicksalstagen wie diesen, in denen große Entscheidungen anstehen, die Mut und Tatkraft erfordern.

„Wir sind an einem historischen Wendepunkt, an dem es tatsächlich um das Erbe und die Zukunft Europas geht. Corona hat Europa gespalten, wir müssen es wieder zusammenführen.“ So oder so ähnlich konnte man es vielfach aus der entscheidungsfreudigen Politik hören. „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Das will Goethe nach jenem anderen Wendepunkt der europäischen Geschichte formuliert haben, als nämlich der Feldzug der alliierten Fürsten gegen die Truppen der französischen Revolution im Schlamm der Champagne stecken geblieben war.³ Ob es auch diesmal eine neue Epoche der Welt-

² Johann Wolfgang von Goethe, *Faust II*, 5. Akt, Vers 11837.

³ Vgl. Johann Wolfgang von Goethe, *Kampagne in Frankreich 1792*, 19. September, in: *Sämtliche Werke*, Propyläen-Ausgabe, Bd. 34, 232.

geschichte werden wird, bleibt abzuwarten, auf jeden Fall aber werden wir alle sagen können: „Wir sind dabei gewesen.“ Schon jetzt meinen wir den Wind zu spüren, der den Mantel der Geschichte bewegt.

Wird Corona einst eine entscheidende Wegmarke für Europa gewesen sein? Und was wird mit den besonders betroffenen und wenig vorbereiteten Ländern der südlichen Hemisphäre gewesen sein? Mit unvorstellbaren Summen kämpfen nach der Vollbremsung die nationalen Regierungen zusammen mit der europäischen Kommission gegen Rezession und grassierende Arbeitslosigkeit. Es sind neben der gesundheitlichen Bedrohung weltweit die nachhaltigsten existentiellen Gefährdungen der Corona-Zeit. Werden da alle mitziehen? Wird diese beispiellose Intervention auch den erhofften Erfolg gebracht haben? Und wird sie gleichzeitig den großen Kurswechsel im Kampf gegen den Klimawandel zur Bewahrung der Schöpfung eingeleitet haben? Werden wir uns einmal an einen Digitalisierungsschub erinnern, der nicht durch Computerviren, sondern durch genauso unsichtbare, aber echte Viren in Gang gekommen war? Werden wir eine „Kulturrevolution des Lernens“⁴ und einen radikalen IT-gestützten Wandel der Arbeitswelt erlebt haben?

Was wird Corona mit der Kirche gemacht haben? Werden Klagen und Empörung über geschlossene Kirchentüren am Ende dazu geführt haben, dass die Kirchen sich nach dem Entzug wieder füllten? Ein Pädagoge würde von einer „paradoxen Inter-

Das berühmte Dictum, das einen tiefen Vorausblick in die kommenden Zeitläufte dokumentieren soll, will Goethe 1792 ausgesprochen haben. Aufgeschrieben hat er es 1820. Handelt es sich hier womöglich um ein Vaticinium ex eventu? Die rückdatierte Voraussage von bereits Geschehenem ist das verdächtig schillernde unseriöse Gegenstück zum Futur II.

⁴ Vgl. Ada Pellert, Rektorin der Fernuniversität Hagen, in einem Gespräch mit Christian Füller, „Die Revolution des Lernens hat begonnen“, in: FAZ Nr. 132 vom 9. Juni 2020, 9.

vention“ sprechen. Ich wäre sehr dafür! Und die interessanten neuen virtuellen Formate, die Streaming-Gottesdienste an den Bildschirmen, in die so viel Kreativität investiert worden ist – was wird sich davon gehalten haben?

Wie oft war schon der Satz zu hören: „Nach Corona wird nichts mehr so sein wie vorher.“ Das ruft kein einsamer Prophet aus der Wüste, sondern ein vielköpfiger Chor von Kommentatoren. Dabei ist das Risiko, damit falsch zu liegen, nicht wirklich hoch.

Trauer und Innovation

Von diesem Gedanken ist es nicht weit zu der vorsichtig hoffnungsvollen Erwartung, dass überhaupt die große Krise als kraftvoller Innovationsimpuls am Ende zu Gutem geführt haben wird. Könnte nicht ein langgezogener Moment der Besinnung und der Entbehrungen das Wir-Gefühl gestärkt haben, den Blick auf das Wesentliche gelenkt und für den Zusammenhalt Europas sowie die Herausforderungen des Klimawandels die richtigen Weichen gestellt haben?

Erst einmal aber wird es schlimm gewesen sein. Die vielen Toten! Vielleicht wird man noch an die einsam gestorbenen Alten von Bergamo denken oder an die Ärzte, Pflegenden und Priester, die sich ansteckten, weil sie den Sterbenden beigestanden hatten, oder an eine einsame, weiß gekleidete Gestalt, versunken im Gebet in den menschenleeren Straßen von Rom; an nie Dagewesenes, an ein Ostern ohne Gottesdienste, die Einsamkeit in Altenheimen, an Künstler und Selbständige, die um ihre Existenz bangten, an eine Wirtschaft am Abgrund, an Insolvenzen, verlorene Arbeitsplätze, Gewalt in Familien, Hunger und Not in der Welt, an eine Zeit der Masken, an das Paradox, dass man einander nicht berühren durfte und doch auf seltsam neue Art verbunden war. Es wird schlimm gewesen sein. Aber wird

es nur schlimm gewesen sein? Was alles wird es am Ende gewesen sein?

Abstand und Zuversicht

Futur II – die Denkfigur, die Abstand schafft. Von diesem Abstand geht ein seltsamer Zauber aus. Es ist ein einzigartiger Abstand, irgendwie unreal und ganz aus dem Kopf – aus dem Kopf, der Wirklichkeiten erzeugt, die es noch nicht gibt, die aber auf andere Art existieren, einfach weil sie wirken. Bevor wir diese Grammatik des Abstands näher ins Auge fassen, muss natürlich der andere, der lebensrettende und ganz geheimnislos konkrete Abstand erwähnt werden, der das Hier und Jetzt regiert: mindestens anderthalb Meter, besser mehr. Denn immer noch liegt das Virus unsichtbar in der Luft und hat zudem diese tückisch lange Inkubationszeit. Bei aller Lockerung und allen Verschwörungstheorien gilt nach wie vor das Mantra der Mahnung: Abstand halten.

Eine Mehrheit, eine lange nicht mehr gekannte Mehrheit hatte sich anfangs hinter Angela Merkels Appell versammelt. Das brachte in einer Republik, in welcher der Zusammenhalt zum knappen Gut zu werden drohte, jenes ebenso lange nicht mehr gekannte Wir-Gefühl hervor. Das war beachtlich. Ein Kompliment an alle, die in dieser Situation an einem Strang gezogen haben. Es ist gut, in einer Republik zu leben, in der es solche Tage gemeinsamer Vernunft gibt. Wird man sich einmal dankbar an den Gemeinsinn erinnern, an den Zusammenhalt, der über alle Parteien hinweg spürbar war? Eindringlich wandte die Kanzlerin sich an die Nation. Die Rhetorik der starken Männer war ihre Sache nicht. Aber ihr Ernst und ihre Sachlichkeit machten Eindruck. Sie, aber auch die Minister Spahn und Seehofer und die Ministerpräsidenten der Länder folgten im Großen und

Ganzen dem Rat der Wissenschaftler. Alles lief nicht ohne Streit und Aufregung, aber erst einmal ganz glimpflich ab. Bald darauf kamen nicht nur aus Bergamo, auch aus dem Elsass, aus Spanien, Brasilien, aus den USA die schrecklichen Nachrichten, sodann aus vielen Ländern, in denen die Pandemie Not und Instabilitäten extrem verstärkte. Auch in Deutschland starben Menschen, aber nicht deswegen, weil es keine Intensivbetten und Beatmungsgeräte gab. Und es waren im Vergleich deutlich weniger als anderswo. Eine Insel der Seligen war das nicht, aber doch deutlich weniger unselig als sonst auf dem Globus.

Woran wird man sich erinnern? An das lauter werdende Stimmengewirr, das dann folgte? An die Rückkehr des normalen demokratischen Streits? An Ungeduld und Unruhe? An die Überlagerung der Themen, den globalen Aufstand gegen Rassismus?

Zeit und Anfang

Blicken wir nun noch einmal genauer auf das Mysterium der Zeit. Bevor ich mich wieder meinem leitenden Gedanken, dem großen Tempus, dem Futur II oder „Futurum exactum“, zuwende, muss die Zeit im Ganzen, die ganze Spanne zwischen Alpha und Omega, von der niemand weiß, wie groß sie ist, aufgerufen werden. Wenn es um das Mysterium der Zeit geht, gehört der Blick in die Vergangenheit unbedingt dazu.

Marcel Proust hatte mit seinem siebenteiligen Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“⁵ der untergegangenen Welt seiner Kindheit und Jugend ein Denkmal gesetzt. Darin sollte aufgehoben sein, was längst untergegangen war. Wenigstens hier sollte das gelebte Leben überleben. Würde ihm die Zeit

⁵ Vgl. Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (Frankfurt: Suhrkamp 1979).

dann nichts mehr anhaben können? Ein wehmütiger Rettungsversuch vor den Taten der Zeit – er war am Ende doch vergeblich. Aufgehobene Zeit – kann es das geben? Für Ernst Bloch und nicht nur für ihn ist „Heimat“ das, „was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“⁶.

Der unerbittliche Zeitpfeil zeigt nur in eine Richtung und er wird uns alle einmal tödlich treffen. Dass wir das wissen, stellt uns, stellt jeden Menschen vor die große, vielleicht die größte aller Fragen: Es ist die Frage nach Tod und Leben, die Frage nach der künftig gewesenen Zeit. Als Christinnen und Christen setzen wir auf das Versprechen von Ostern, einmal bei Gott zu sein, in der aufgehobenen Zeit, ihn zu schauen, nicht mehr nur wie in einem Spiegel und in rätselhaften Umrissen, sondern ihm gegenüber, vis-à-vis, „von Angesicht zu Angesicht“ (*1 Kor* 13,12).

Zu dem reichen Erbe, das wir Israel verdanken, gehört sein einzigartiger Umgang mit der Zeit. „Bereschit“, „Im Anfang“ lautet das erste Wort der hebräischen Bibel (*Gen* 1,1). Schon dieser Begriff sprengt unsere Vorstellungskraft. Wenn wir fragen: „Was war vor dem Anfang?“, haben wir dieses große Alpha nicht ernst genommen. Dieser Anfang war nicht ein Anfang von etwas, es war der Anfang von allem. Gott war, er *ist* vor der Zeit. Er hat sie erschaffen. Im Buch Genesis folgt nach diesem buchstäblich unvorstellbaren Auftakt das feierliche Schöpfungslied der sechs Tage und dann heißt es: „Am siebten Tag vollendete Gott das Werk, das er gemacht hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk gemacht hatte. Und Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn“ (*Gen* 2,2–3).

⁶ Vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung* (Frankfurt: Suhrkamp 1959), Bd. 2, 1628, letzter Satz: „[...] so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“

Was für ein Bild! Erstmals in der Religionsgeschichte hatte der Kosmos ein Gegenüber, das ihn anschaut. Schon Pharao Echnaton (Regierungszeit etwa 1351–1334 v. Chr.) hatte die Sonne als einzige Gottheit verehrt, aber die Sonne war immer noch ein Teil des Kosmos, der spektakulärste vielleicht, aber doch ein Teil der sichtbaren Welt. Im Buch der Genesis heftet sie der Schöpfer als eine Lampe ans Firmament.

Auch den Menschen trifft der segnende Blick des siebten Tages. Als „sein Bild“ hatte Gott ihn erschaffen. „Männlich und weiblich erschuf er sie“ (*Gen* 1,27). Dann aber der Tag der Ruhe. Was für eine erhabene Ruhe! Es ist die Ruhe nach der Vollendung, sie kommt aus dem Jenseits der Zeit und wird nun eingelassen in den Takt der Tage. Der Sabbat, das Zeitdenkmal der Differenz zwischen der Arbeitswelt der Zwecke und dem Übernützlichen. Die Ruhe Gottes, den großen Sabbat, feiert Israel bis heute an jedem siebten Tag.

Der Tag ohne Arbeit ist das Geschenk Israels an die Menschheit. Der Takt der Tage, die Woche, ist seine von Gott verfügte Erfindung. Wie Gott auf seine Schöpfung, kann nun auch der Mensch auf seine Arbeit blicken, auf die schon getane und auf die, die er noch vor sich hat. Arbeiten heißt Zwecke verfolgen. Am Sabbat, in der aus dem Kontinuum der Zwecke herausgehobenen arbeitsfreien Zeit, wird der Mensch zwar zu einer Art Nachahmer des ruhenden Schöpfers, dafür dankt, lobt und preist er ihn. Aber nachparadiesisch weiß er auch, dass die letzten Zwecke ihm vorenthalten sind. Die Schlange im Paradies hatte die Kenntnis von Gut und Böse versprochen, aber sie hatte gelogen. Wenn wir darüber nachdenken, verstehen wir ein wenig vom Zusammenhang von Vorenthaltung und Heiligkeit.

Dann aber entdecken wir das Sabbatparadox, den seltsamen Nutzen des Übernützlichen. Ein Mensch, der sich ausruht und nicht schläft, reflektiert, überprüft: Was war gut, was schlecht?

Vielleicht macht er Pläne. Der Sabbat wirkt. Auch am Tag des Herrn ticken die Uhren weiter. Wann werden die Ökonomen und Lobbyisten des Einzelhandels endlich merken, dass sich Unterbrechung und Auszeit auf lange Sicht sogar rechnen?

Vom alten Israel ist viel über das Wesen der Zeit zu lernen. Am Sederabend, dem Höhepunkt des jüdischen Pessachfestes, versetzt sich die um den Tisch des Festmahls versammelte Hausgemeinschaft von einer auf die andere Sekunde zurück in das Sklavenhaus Ägypten: „Das ist heute“, so heißt es im liturgischen Text. Zwölf Söhne hatte der Stammvater Jakob, zwölf Stämme das Volk Israel und mit zwölfen seiner Jünger hat dann auch Jesus das Ostermahl gehalten. Seinen nahen Tod ahnt er voraus und er nimmt das ungesäuerte Brot der Freiheit, das an den Exodus, die Befreiung aus dem Sklavenhaus Ägypten, erinnert. Brot war seitdem zum großen Sinnträger Israels geworden. Um das Brot Gottes für jeden Tag zu bitten, das hatte Jesus die Seinen schon im Vaterunser gelehrt: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, damit war mehr gemeint, als eine Magenfüllung.⁷ Und nun spricht er. „Das ist mein Leib“, bricht das Brot, verteilt es und erklärt es zu einer Nahrung, die im Mittelpunkt eines neuen Erinnerungsmahls stehen soll: „Tut dies zu meinem Gedächtnis.“ Wir tun es seitdem jeden Sonntag. Mit diesem zweckfreien Tag ohne Arbeit stellen auch wir uns in die Tradition des Sabbats.

Vielleicht ließen sich Corona, der Lockdown, die langen Tage und Wochen danach wegen der zugegeben höchst unfreiwilligen, aber doch offensichtlichen Verwandtschaft mit dem Sabbat tatsächlich aus der Perspektive der künftig gewordenen Zeit im Auge

⁷ Vgl. Eckhard Nordhofen, *Corpora. Die anarchische Kraft des Monotheismus* (Freiburg: Herder 2019), Kap. X: Die vierte Bitte: Das neue Gottesmedium, 229–257.

behalten? Ein tödliches Virus ist schrecklich. Ob Corona aber auch einmal für etwas gut gewesen sein wird, liegt auch an uns.

Zusammenhalt und Erinnerung

An die tiefgehende Erfahrung einer großen Unterbrechung werden wir uns mit Sicherheit immer erinnern. Wie wäre es, wenn wir dieser Erinnerung in den kommenden Jahren in unserem Land Form und Gestalt gäben? Ein interreligiöser Feiertag, ein Sabbat-Tag der Besinnung wäre gut für Deutschland. Judentum, Christentum und Islam stehen in einer gemeinsamen Tradition der wöchentlichen Unterbrechung im Takt der sieben Tage. Den Juden ist der Samstag heilig, unseren muslimischen Landsleuten der Freitag, uns Christen der Sonntag, der Tag der Auferstehung Christi.

Deutschland, wirtschaftlich höchst erfolgreich, aber manchmal kurzsichtig, hat den evangelischen Christen ihren Buß- und Bettag genommen. In einer Zukunft, die bedroht ist durch Segmentierung und Spaltungen, wird alles kostbar, was den Zusammenhalt fördert. Wäre ein solcher Tag des Wir-Gefühls und der Besinnung für Gläubige und Ungläubige nicht ein wunderbares, heilendes Zeichen?

Wie wertvoll ist doch der Blick aus der künftig gewesenen Zeit!

Das Futurum exactum übt uns ein in den göttlichen Blick des siebten Tages. Als höchst fehlbare Menschen leben wir vom göttlichen Atem, den Adam von seinem Schöpfer empfangen hat. Er öffnet uns das Mysterium der Zeit und macht, dass wir heute schon, wenn auch nur „wie in einen Spiegel“, auf das blicken können, was einmal gewesen sein wird. Es kann alles enthalten, unsere ganze Wirklichkeit, zu der auch gehört, dass wir uns ausstrecken über die Grenzen des physischen Lebens hinaus.